

Lauschige Wasserspiele unter Palmen, majestätische Bögen vor blauem Himmel und spiegelnder Marmor auf Erden. Auf der Computerprojektion ist alles fertig, in der Realität steht erst der Rohbau. Bis Ende 2011 sollen hier 250 internationale Luxusläden einziehen, garniert mit Eislaufarena, sieben Kinos und Bowlingbahn. Libyen baut seinen ersten Superlativ – die größte Einkaufsmeile des Landes für umgerechnet 600 Millionen Euro. Alle Ladenflächen sind bereits ausgebaut. Baumeister in dem neuen Paradies ist Afsin Canbolat. Bevor es ihn aus Istanbul auf die Großbaustelle Bab Trablous im Süden der Hauptstadt Tripolis verschlug, promovierte er in Amerika über extrem belastbare Materialien.

„Haltet die Baustelle sauber“, mahnen an jeder Ecke Schilder auf Arabisch, Türkisch und Vietnamesisch. Die Architekten kommen aus Kalifornien, die Ingenieure vom Bosphorus und die 500 Handwerker aus Vietnam, Ägypten und Tunesien. Aus Libyen stammen nur die Aufpasser, die jeden Kontakt ihrer Landsleute mit den Arbeitern sofort unterbinden und die weltläufigen ausländischen Projektmanager misstrauisch überwachen. Einer musste sogar seine Visitenkarten wieder einsammeln, die er für die Gäste ausgelegt hatte.

Auch Afsin Canbolat entwindet sich beim Rundgang durch die grauen Betonetagen mehrfach heftigen Vorhaltungen. „Wir antworten halt, wenn wir gefragt werden“, grinst der 43-Jährige, ohne dass er erklären kann, was denn so geheimnisvoll sein soll an dieser libyschen Shopping-Mall-Premiere. Anlagen wie diese stehen mittlerweile überall im Nahen Osten, von Jordanien bis Dubai und von Ägypten bis Saudi-Arabien.

Der Bauboom in der „Großen Sozialistischen Libysch-Arabischen Volksrepublik“ folgt – wie fast alles im Wüstenreich des Revolutionsführers Muammar Ghaddafi – ganz eigenen Regeln. Dreistellige Milliardensummen steckt das ölfreiche Libyen in sein neues Morgen, auch wenn seine Bürger meist noch von gestern sind. Überall im Land stehen Gerüste und nagelneue Kräne. So manche Baufirma, die im überschuldeten Dubai ihre Zelte abbrechen musste, konstruiert jetzt an der nordafrikanischen Küste Seehäfen, Brücken, Eisenbahnen, Straßen, Metro-Netze, Flughäfen und Hotels – alles groß und alles gleichzeitig, das scheint die Devise zu sein.

Vier Jahrzehnte panarabische Träume und sozialistischer Mief, Schurkenstaat und UN-Sanktionen haben tiefe Spuren hinterlassen – in den Köpfen der Menschen und im Aussehen ihrer Städte. „Wo ist nur das ganze Ölgeld geblieben“, fragte sich selbst Vormann Ghaddafi inzwischen öffentlich. Tobruk im Osten erlebte vor kurzem einen Ausbruch der Beulenpest. Die fahrbare Flugzeugtreppe auf dem abgewetzten Airport in Tripolis schwankt so stark, dass man Angst hat, sich auf dem Weg nach unten die Knochen zu brechen. An vielen Brücken hängen revolutionäre Ermahnungen, auch wenn sich die allgegenwärtigen Porträts des „Bruder Führer“ inzwischen mit Reklamewänden für Babywindeln, Orangensaft und Streichkäse mischen.

Seit einigen Jahren sucht Libyen den Weg zurück in die Welt. Das UN-Embargo wurde 2003 aufgehoben. Die diplomatischen Beziehungen zu den USA sind nach fast vier Jahrzehnten Pause wiederhergestellt. Als der 27-



Ein Hochzeitsfotograf sitzt in seiner Kulisse und wartet in Tripolis auf Kundschaft.

Bauten für bessere Laune

Der Sozialismus hat die Libyer arm gemacht. Staatschef Ghaddafi gibt sich spendabel, damit die Stimmung nicht kippt

Von Martin Gehlen



jährige Ghaddafi 1969 gegen König Idris I. putschte, herrschten in China Mao Tse-tung, in Russland Leonid Breschnew und in den USA Richard Nixon. Sie alle sind längst tot, während der Beduinen-Oberst jetzt im September sein 41. Jahr an der Macht feiert. Und seit der dienstälteste Potentat des Globus seine Atomwaffenpläne aufgegeben hat, konnte er die kostspielige Dauerkonfrontation mit dem Westen beilegen. Zu lähmend waren die Frustrationen seiner sechs Millionen Untertanen geworden, von denen die Hälfte jünger als 25 Jahre ist. Ihrem Herzen richtig Luft machen die Menschen nach wie vor nur hinter verschlossenen Türen, erzählt ein Unternehmer aus der ostlibyschen Hafenstadt Bengasi. „Wir sind ein so kleines Volk, wir haben so viel Öl. Warum sind wir so arm und müssen in so schlechten Häusern leben?“, klagen seine Mitarbeiter unter vier Augen. Die Durchschnittslöhne liegen bei mageren 400 bis 700 Euro. Die Arbeitslosigkeit unter jungen Leuten ist hoch. „Dreißig verlorene Jahre sind eine lange Zeit“, kommentiert er. „Die Menschen haben immer den Mund gehalten, und das wird dauern, bis sich das ändert.“

So sind die neuen Ventile des Regimes gegen sozialen Überdruck vor allem gigantische Wohnprojekte. Das größte entsteht vor den Toren von Bengasi, das lange als Hochburg der Ghaddafi-Gegner galt. 8000 chinesische Bauarbeiter schufteten hier unter amerikanischer Aufsicht. Kilometerlang reihen sich die

halbfertigen Appartementblöcke. Bis Ende 2012 sollen 20 000 Wohnungen und Bungalows für insgesamt 145 000 Menschen fertig sein. Für das ganze Land sind bis Ende der Dekade 500 000 Neubauten geplant – dann hätte die Hälfte aller Libyer ein neues Dach über dem Kopf. 100 Milliarden Dollar lassen sich Vater Staat und „Bruder Führer“ das Volksbeglückungsprogramm kosten, das gleichzeitig jegliche Kritik am Machtsystem Ghaddafi ersticken soll.

Wael Ahmed Buryan jedenfalls macht sich keine Sorgen um seine Zukunft. Die Hälfte seines Informatikstudiums hat der 22-Jährige hinter sich, der mit seinen Freunden am Abend auf dem Grünen Platz in Tripolis die Mittelmeerbrise genießt. „Libyen öffnet sich, Touristen kommen, wir haben wieder eine amerikanische Botschaft – das ist für mich entscheidend“, sagt er. Sich selbst bezeichnet er als glücklich, seinen Vater als „altertümlich“, weil der nichts auf Ghaddafi und die Revolution von 1969 kommen lasse.

Mit Nostalgie kann der Nachwuchs nichts mehr anfangen. Ihr Vorbild ist Saif el-Islam, Sohn des exzentrischen Staatschefs. Der forderte jüngst in einer Rede in Kairo eine Verfassung und mehr Respekt für die Menschenrechte. „Wir haben keine unabhängigen Medien, keine politische Kultur und eine sehr schwache Zivilgesellschaft“, kritisierte Ghaddafi junior und sprach von einem „Mangel an Vertrauen“ in die Staatsführung, einem „Man-

gel an Kompetenz“ in den Ministerien.

Doch vierzig Jahre revolutionäres Pathos, Wüstensozialismus, bürokratische Lähmung und systematische Faulheit lassen sich nicht mit einem Handstreich beseitigen. Bis das alles ausgeschwitzt ist, schätzt ein westlicher Geschäftsmann, „dauert es mindestens zwei Genera-

Die Menschen haben immer den Mund gehalten, und das wird dauern, bis sich das ändert

Libyscher Unternehmer

tionen“. Denn die alte Garde sitzt noch an vielen Schaltstellen. Mohammed Abdul Quasim el Zwai, Präsident des libyschen Volkskongresses, hat mit Ghaddafi bereits die Schulbank gedrückt. Seinen zweistündigen Monolog beginnt er mit einem rosaroten Rückblick auf die Sowjetunion, wie er heute Seltenheitswert hat. Die Augen des Reformers Shokri M. Ghanems funkeln, wenn er solche Rhetorik vom Tisch wischt. Er war von 2003 bis 2006 Regierungschef und überwacht seither als Chef der „National Oil Corporation“ den Export des schwarzen Goldes. „Libyens Sozialismus hat eindeutig nicht funktioniert“, poltert er und fordert, „die künstlichen Mauern“ müssten niedergedrückt werden, „die die Menschen daran hindern, ihre ökonomischen Rechte auszuüben“. Von politischen

Rechten allerdings redet er nicht.

Denn auch im letzten Winkel des Landes ist heute via Satellitenfernsehen klar, dass andere Ölstaaten wie Kuwait, Katar oder Abu Dhabi viel reicher sind. Libyen dagegen zieht jenseits von Öl- und Gas-Industrie kaum ausländische Investoren an. Wie eh und je nährt sich das Nationalbudget vom Öl. Fast jeder Erwachsene ist beim Staat angestellt – insgesamt eine Million Beamte. „Wir müssen runter von dieser Zahl, aber wohin mit all den Leuten?“ Die Hälfte will Finanz- und Planungsminister Abd el-Hafid Mahmud el-Zulaytini, ein untergesetzter Mann mit spitzbüschigem Gesicht, in den nächsten Jahren in teure Frührente schicken, weil „das zarte Pflänzchen Privatsektor“ sie nicht aufnehmen kann. Er gibt das viele Geld aus, was Ölminister Ghanem hereinholt. Und beide wissen, wie sehr die Zeit drängt. Libyens Reserven, obwohl die größten in Afrika, reichen noch für 30 Jahre – keine lange Zeit für einen so komplexen Wandel vom Ölsozialismus zu einer modernen Volkswirtschaft. Die Jugendlichen von heute jedenfalls werden das Ende von Öl und Gas noch erleben. Und so klingen el-Zulaytini Sätze am Ende des Gesprächs wie eine dramatische Selbstbeschönigung. „Wir brauchen sehr gut ausgebildeten Nachwuchs, eine exzellente Infrastruktur und ein gutes Gesundheitswesen“, sagt er. „Das ist das Ziel Nummer eins, sonst werden wir unseren Lebensstandard nicht halten können.“



Ghaddafi-Porträts sind in Libyen allgegenwärtig. Rechts: Wohnungsbau bei Bengasi. BILDER: EGLAU

